

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 21 (1931)
Heft: 2

Artikel: Eynars Töchter [Fortsetzung]
Autor: Speck, Georg
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-633662>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 2
XXI. Jahrgang
1931

Bern,
10. Januar
1931

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst. — Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern.

Zum Tagewerk.

Von Ph. Spitta.

Gehe hin in Gottes Namen,
Greif dein Werk mit Freuden an;
Frühe säe deinen Samen! —
Was getan ist, ist getan.

Sieh nicht aus nach dem Entfernten!
Was dir nah' liegt, mußt du tun;
Säen mußt du, willst du ernten;
Nur die fleiß'ge Hand wird ruhn.

Müßig stehen ist gefährlich,
Heilsam unverdroßner Sicks,
Und es steht dir abends ehrlich
An der Stirn des Tages Schweiß.

Weißt du auch nicht, was geraten
Oder was mißlingen mag,
Solgt doch allen guten Taten
Gottes Segen für dich nach.

Geh denn hin in Gottes Namen;
Greif dein Werk mit Freuden an;
Frühe säe deinen Samen! —
Was getan ist, ist getan.

Eynars Töchter.

Roman von Georg Sped.

2

Der Syndikus unterbrach ihn: „Eine merkwürdige Stadt. Beides ist merkwürdig: Land und Leute. Alles lebt wie vor hundert Jahren, bis einmal einer kommt und alles verschlingt; irgendein Starke, der das Talent hat, Geld zu verdienen.“ Er gab dem Pferde einen leichten Schlag und schloß liebenswürdig: „Indessen ich glaube, Sie haben mit dem Sumpfe recht.“

Der Doktor lächelte und fuhr lebhaft fort: „Wenn Sie erst längere Zeit hier sind, so werden Sie das noch deutlicher empfinden. Und wenn Sie sich erst richtig eingewöhnt haben, werden Sie sich ganz prächtig mit den Tatsachen abfinden. Sehen Sie, als ich vor etwa dreißig Jahren hierher kam, hatte ich dieselben revolutionären Ansichten wie Sie. Schließlich gewöhnte ich mich ein, wählte eine Frau aus der Stadt und lebte so gemächlich, wie alle hier tun. Trotzdem werde ich immer noch halb für einen Fremden angeschaut; denn die Stadt ist absolut konservativ. Vor der dritten Generation wird man nicht für voll gehalten.“

Die Straße machte hier einen Bogen nach rechts und führte, gerade und steil, zur Stadt hinauf. Der Doktor fuhr fort:

„Die Stadt hat noch nie ihre Mauern durchbrochen, und ihre Menschen füllen immer noch den alten Raum. Die Landschaft wollte eine kleine Bahn, um ihre Produkte besser verwerten zu können. Dagegen konnte die Stadt nichts haben, aber sie verlegte den Bahnhof weit hinaus vor ihre Tore. Seit hundert Jahren wurde kein

neues Haus gebaut, und die alten, das muß man schon sagen, sind fester als zehn neue zusammen. Einige unternehmungslustige Fremde wollten die Stadt mit verschiedenen Industrien beglücken. Die Stadt jedoch verbat es sich indigniert, so wie eine vornehme Familie, die keine Mietsleute in ihrem Hause duldet. So liegt man abseits vom Fremdenstrom und lebt, hübsch versteckt, behaglich dahin. Kaum daß hin und wieder ein paar Maler sich freudig über die alten Winkel hermachen. Die Einwohner haben eine feine Bitterung. Verirrt sich einmal ein Normalhemdtourist hierher, zuckt man verächtlich die Schultern; man sieht in ihm ohne weiteres einen Hungerleider und Vertreter der Unkultur, denn die Stadt ist aristokratisch und seit Jahrhunderten im Besitz der gleichen Geschlechter. Dort, in dem alten, vieltürmigen Schlosse, sitzt seit Menschengedenken der Präfekt. Dann sind da die Marzelin, die Fender und vor allem die große Sippe der Herren von Kapri, die stolz auf ihren Adel sind, obwohl er nichts mehr gilt und auch nur päpstlich ist. Ich erinnere mich noch ihres Großvaters. Man nannte ihn nur Herr Kapitän, da er Hauptmann gewesen in päpstlichen Diensten. Früher nahmen die jungen Leute der Stadt jahrhundertlang fremde Kriegsdienste. Jetzt, wo die Militärcapitulationen aufgehoben sind, gehen sie als Kaufleute oder Lakaien nach Rußland oder Paris, vorzüglich nach Paris. Ich glaube, es gibt nicht einen Einwohner, der nicht in Paris gewesen wäre. Aber jedes Jahr kommen diese Leute mindestens einmal in ihre Heimat, wie die Schwalbe zu ihrem Neste.

Oft lungenkrank, ruhen sie aus, sammeln sie neue Kräfte. Sie sind glücklich wie die Kinder, daß sie die Boulevardiers spielen können, bis sie sich wieder in den tollen Strudel von Paris stürzen, mit dem einen Ziel, das wie ein glänzendes Ideal im Wachen und Träumen sie erfüllt, in ihrer Vaterstadt als kleine Rentner zu leben. Zu diesem Zwecke lehren sie, wenn sie genug erworben haben, zurück. Die niederen Chargen, denen es nicht ganz reicht, lassen sich als Krämer nieder oder eröffnen eine Taverne. Es gibt jedoch auch manchen sehr wohlhabenden Rentner hier, der sich als Diener so sehr die Gunst seines Herrn erwarb, daß dieser ihn beim Tode mit ein paar hunderttausend in seinem Testament bedachte. Wohl keine Stadt zählt darum so viele Rentner wie die unsere. Zu Hause verleben sie dann ihr Leben unter den Fenstern, hinter geschlossenen Jalousien, auf den Bänklein vor dem Hause, unter den Arkaden der Häuser oder im Café. Das erste Prinzip der Stadt ist: gut leben. Nirgends wissen sich die Frauen so elegant zu haben, nirgends die Menschen so gut zu essen und zu trinken als ausgepöchte Gourmands. Ich kenne Frauen, die sich wochenlang von Bonbons nährten, um ihre schlanke Taille zu bewahren. Der Zins wird glatt aufgezehrt, manchmal auch noch das Kapital angegriffen. So geschieht es hin und wieder, daß schließlich die Sprossen alter Geschlechter mittellos dastehen. Sind sie jung, so gehen sie nach Paris und beginnen den Kreislauf von neuem. Sind sie aber alt, so stellen sie sich als Bettler in den Arkaden auf, wo ihre Vorfahren sich als Boulevardiers gehärdeten. Im übrigen ist man tolerant gegen sie und gibt ihnen gern und viel. Sie besitzen wie ein Privilegium das Recht, jeden Donnerstag mit dem Almosenjäcklein in jedem Hause einzusprechen. Das gilt als selbstverständlich. Es ist möglich, daß man derart Bettler züchtet. Jedenfalls, wenn keine Stadt so viele Rentner besitzt, so zählt auch — verhältnismäßig natürlich — keine Stadt so viele Bettler.“

Der Wagen fuhr langsam die sonnenbeglänzte Bergstraße hinauf. Der Himmel schien höher und blauer zu werden, das Gelände heller und oben trat aus der goldigen Luft immer klarer und reiner die schimmernde Stadt. Der Syndikus ließ die Zügel sinken, und da der Doktor schwieg, schauten beide mit gefalteten Händen geradeaus undempor zu der Stadt, die wie ein Märchen dalag. Sie schienen sich nicht sattsehen zu können an dem Bilde. Der alte Herr zeigte ein heiteres Lächeln und seine Augen waren voll Zärtlichkeit, während der jüngere eher verwundert schien, als er, in den dunklen Augen ein scharfes und neugieriges Blinkern, die Stille unterbrach:

„Merkwürdig. Höchst merkwürdig, lieber Doktor. Sie haben ganz recht. Und wissen Sie, es ist doch ein wahres Glück, daß der Fremdenstrom dieses alte Schmuckkästlein noch nicht entdecken konnte, denn sicherlich wäre da dieses Delikate, diese Patina, diese note personelle, oder wie ich das nennen soll, zum Teufel samt der Gemütlichkeit.“

Der Doktor lächelte träumerisch:

„Ja, ja, die schöne, heitere Kühle in den Arkaden.“

„Die gutgebratenen Fische im Zehnthaus“, sagte der Syndikus und fing an, höhl zu schluden.

„Das gute Weinchen in der „Goldenen Rose“.“

„Ganz recht, mit der hübschen Sufette.“ Der Syndikus geriet in Ekstase: „Ganz wundervoll! Apropos, woher hat denn die Stadt ihren Namen? Weia! Das sieht doch nichts ähnlich. Richard Marzelin, Sie wissen, der Dichter, welcher das letztjährige Festspiel schrieb, sagte mir, daß er leztthin eine zerstörte Inschrift entdeckt habe, aus der er Via navida konstruierte.“

Der Doktor winkte mit der Hand: „Dummes Zeug! Das gehört ja in die Chemie. Ein liebenswürdiger junger Mann, aber die Phantastie geht mit ihm durch. Wenn er es zu etwas bringen will, soll er sich besser an sein Bankgeschäft halten; denn wie ich vermute, ist er der Nachkomme eines jener alten Geschlechter, deren Mittel bald aufgebraucht sind. Weia, glaube ich, bedeutet einfach „der Ort“ und ist vielleicht, da die Stadt jedenfalls schon unter der Herrschaft des alten Burgund stand, von ville herzuweisen. Meinetwegen kann etymologisch auch via in Betracht gezogen werden, da nicht ausgeschlossen ist, daß die Stadt schon zur Römerzeit existierte, wo es jedenfalls ein Stützpunkt der Straße war. Indessen wäre der Name via allein doch sinnlos.“

Der beiden Herren bemächtigte sich plötzlich ein wissenschaftlicher Eifer. Der Syndikus fing an zu jammern: „Daß man sich aber auch nicht um solche Dinge bekümmert!“ Er schlug vor: „Könnte man nicht einen wissenschaftlichen Verein gründen, eine Museums-gesellschaft oder dergleichen?“

Allein der Doktor lächelte spöttisch: „Tun Sie das, heute mittag beim Kaffee im „Zehnthof“. Ich muß Ihnen jedoch vorher sagen, daß Vereine bei uns nicht prosperieren. Die Leute sind zu individuell, und jedermann hat mit sich und seinem Wohlbefinden vollauf zu tun. Betreiben Sie die Sache überhaupt nicht zu hitzig, sonst kommen Sie schließlich in den Verdacht, für Baedeker zu arbeiten.“

„Also“, sagte der Syndikus und blickte wohlwollend herum, „da sind wir nun. Jetzt kommt unser famoses Pflaster.“

„Aber es ist dauerhaft“, erwiderte der Doktor.

Sie fuhren durch eines der spitzbogigen Tore in die Stadt hinein. Die Straße war mit hohen, spitzbügigen Pflastersteinen besetzt, die, einer dem anderen, sich die Räder zuwerfen schienen. Der Wagen machte einen Lärm wie ein Dutzend Tamboures und schüttelte so stark, daß sich die Herren am Sitzbrett halten mußten. Dennoch schienen beide guten Mutes. Sie schauten mit fröhlichen Augen links und rechts, grühten, wenn sie gegrüßt wurden, kritisierten die Häuser und taten, durch ihre Gespräche angeregt, als hätten sie eben erst die Stadt mit all ihren verborgenen Reizen entdeckt. Der Raum derselben war so beschränkt, daß da, wo die Nebenstraßen einmündeten, man an den Enden oft die Stadttore sah, durch welche von außen das heitere Grün von Busch und Baum hereindrängte, während ihre Spitzbogen, wie von einem Transparent, vom lichten Blau des Himmels erfüllt waren. Durch kühle Höfe und offene Türen winkten ferne Gärten. Hinter den raumenden Nischen schattiger Häusermauern ragten andere und höhere Mauern hinauf ins Licht und lagen in der blauen Luft, halb versunken in das dichte Grün, märchenhafte Gärten anderer Häuser, wie friedliche Schläfer.

Vor einem der alten Häuser, das in Stein und Eisen eine vergoldete Rose zeigte, saßen an kleinen Tischchen eine



Schafherde im Wintersturm.

Anzahl Herren in hellen Tennisanzügen gestikulierend, lachend und witzig wie große Kinder, während ein Mädchen von außerordentlicher Anmut und Zierlichkeit in Form und Bewegung Wein kredenzte.

Der Doktor gab dem Syndikus einen heimlichen Stoß: „Sie denken wohl, was das Wichtiges sei? Das sind die Pariser Lafaien, von welchen ich Ihnen sprach.“ Er wies mit den Augen nach der anderen Seite, wo ein paar Herren in tadellosem Schwarz, wie Diplomaten, die Straße herabkamen. Aber während der eine von ihnen mit seinem Stöcklein spielte, trug der andere einen kleinen weißen Seidenspintfcher auf dem Arm. Und überall, wo auf den altväterischen Ruhebänken vor den Häusern junge, ungemein anmutige Frauen saßen, blieben sie stehen, küßten sie denselben mit tadellosem Anstand und kapriziöser Herzlichkeit die Hände, manchmal auch mit einer fast weiblichen Anmut die Stirn, oder besahen die Amulette, welche hellgekleidete Mädchen an silbernen Kettlein um den Hals trugen.

„Sehen Sie“, sagte der Doktor, „der dort aussieht wie ein Botschafter, ist in Paris Koch. Und die junge hübsche Frau, die seine Schmeichelei mit der Sicherheit einer Marquise entgegennimmt, ist eine Coiffeuse.“

Der Syndikus wurde rot vor Vergnügen und Neid zugleich: „Aber, sagen Sie, Doktor, sind denn alle diese Leute so nahe verwandt und kommen diese Herren eben erst aus Paris?“

„Ei bewahre“, antwortete dieser lächelnd. „Das treiben sie seit etwa vierzehn Tagen, da sie hier sind, täglich einige Male in dieser Weise, um zu zeigen, wie sie Paris infizierte.“

„Wie diese Schlingel glücklich sind! Und Lebensart haben die Leute, als kämen sie aus den Salons von Saint Germain.“

„Mur äußerlich, mein Lieber. Alle diese Leute nehmen das ganze Jahr kaum ein Buch in die Finger.“

„Sehen Sie den dort, der mit der kurfürstlichen Nase. Welche Gestalt! Welch sieghafter Schritt! Wie ein Er-oberer oder mittelalterlicher Parteigänger.“

„Waren seine Ahnen auch, und dienten Frankreich und Rom mit gleicher Ueberzeugungstreue. Uebrigens“ — und das gute Gesicht des alten Herrn verdüsterte sich — „übrigens ist das der Bruder meiner Frau, aus dem alten Geschlecht der Butti, Eisenhandel und Bankrat, und der einzige geizige Mann der Stadt, der seine halbe Million eher vermehrt als vermindert. Wenn er nicht verreist gewesen wäre, müßten Sie ihn kennen.“

„Ach“, machte der Syndikus und schien bestürzt.

Auf der rechten Seite der Straße lag, ein wenig von dieser zurückweichend und durch eine breite und roh gearbeitete Steintreppe verbunden, ein altes und mächtiges Gebäude. Unten ließen zwei enorme, spitzbogige und nur mit verschränkten Balkentüren verschlossene Tore ein finsternes Gewölbe sehen. Oben waren eine Reihe kleiner Fenster in kunstvoll behauene Steine gefaßt.

Der Syndikus hielt seinen Wagen an: „Da sind wir schon beim Stadthaus, und da Sie ja ebenfalls gleich zu Hause sein werden, so will ich schnell einen Sprung hinauf tun.“ Er fing an zu lachen: „Ich habe den Morgen recht mißmutig begonnen und mich nun zuletzt so gut unterhalten, wie noch selten. Dafür gebührt Ihnen Dank. Hoffentlich werde ich das Vergnügen haben, Sie heute mittag im Zehnthof zu treffen?“

Der Doktor überlegte: „Heute mittag? Ich will sehen. Sie wissen, ein Arzt kann nie über seine Zeit verfügen. Indessen, besuchen Sie mich doch einmal in meinem Hause. Sie sind hiermit eingeladen. Zögern Sie nicht zu lange. Man sagt, daß meine Frau die beste Küche in der Stadt führe, was hier immerhin etwas heißen will.“

Und da beide vom Wagen geklettert waren, so verabschiedeten sie sich unbewußt in derselben abgemessenen



Hier kam ich auf die Welt. (Aus „Grock, Ich lebe gern.“)

und anmutig zeremoniösen Weise, die sie vorhin bei anderen belächelt hatten.

Der Doktor führte sein Pferd am Zügel und stieg gemächlich die steile Straße empor. Wie er so dahinschritt, beim Klingeln des Glöckleins, das dem Pferde um den Hals hing, oftmals grüßend, vornehm, herzlich und ohne Eile, lag auf seinem Gesicht ein stilles, heiteres Lächeln, und hatte sein Einzug etwas ungemein Friedliches und Stillfestliches. Links begleitete ihn eine Flucht schmaler hoher Häuser, die zu schlafen schienen hinter grauen, verschlossenen Fensterläden und deren Ernst durchbrochen wurde von dem zierlichen Gerant der schwarzen, kunstvoll geschmiedeten Gitter, auf denen spärlich verbliebene Reste einer alten Vergoldung die Sonne lockten. Rechts atmeten die hochliegenden Arkaden Kühle. Zwischen den mächtigen Pfeilern schwippten Rundbogen und über den Friesen der Balustraden glühte inmitten des satten Grün das Rot der Blüten wie flatternde Fahnen. Am Ende der Straße führte eine breite Treppe von den Arkaden herab auf einen weiten Platz, der flach, adrett, menschenleer und von edlen Mäßen ebenso ruhig und würdevoll erschien wie die alten Häuser, welche ihn säumten. Er schien ebenso ein Gemisch von traumhafter Stille und von stummer Musik wie die retardierenden Nischen, die einfachen und harmonischen Expressionen der Arkadenbogen, das mysteriöse Dunkel stiller Korridore, die hinter halbgeöffneten Türen ins Ungewisse führten, und die Verschwiegenheit versunkener Gärten.

Ein leiser Windhauch, der aus den engen, kühlen und dunklen Gassen kam, trug aus fernen Gärten eine Wolke von Wohlgerüchen daher. Der Doktor hatte seinen Hut abgenommen und fuhr sich über die kahle Stirn.

(Fortsetzung folgt.)

Sinnspruch.

Bist du ein Schöpfer deines Glückes, so vermehrst du die Menge des Glückes auf dieser Erde und dienst damit mehr dem Menschheitsganzen, als wenn du die weltbeglückendsten Theorien in der dunkleren Welt zu verwirklichen strebst. (Bö Yin Rā.)

Grock, der größte Clown der Welt,

oder vom armen Schweizerbüblein zum Millionär.

Schon mehr als ein Schweizer mußte ins Ausland gehen, um berühmt und Millionär zu werden. Für die meisten unserer Leser neu dürfte der Fall Wettach-Grock sein, den eben eine autobiographische Neuerscheinung ins helle Licht des Tages rückt.*)

Adrien Wettach heißt der Schweizer, genauer Berner Oberländer, ganz genau: der Bürger von Reichenbach bei Frutigen, der uns hier sein taten- und erlebnisreiches 50-jähriges Leben schildert. Und Grock heißt derselbe Autor als Clown, „als der derzeit größte Clown der Welt“, der mit diesen 70,000 vertragsgemäß geschriebenen Wörtern Abschied nimmt von den Brettern, um sich auf die selbstverdiente Villa an der italienischen Riviera zurückzuziehen, seine eigenen Weintrauben, Tomaten, Kürbisse, Feigen, Mandeln, Granatäpfel, Orangen und Mandarinen zu pflanzen und in der tip-top eingerichteten Schreiner-, Schlosser-

und Uhrmacherwerkstätte seinem Zeitvertreib zu leben.

Ob er die selbstgewählte Selbstbescheidung und Weltzurückgezogenheit lange aushält, er, der in Biel aufgewachsen ist, vom Vater, der Wirt war in Neuenstadt, Le Landeron, Le Locle, Biel (hier auf verschiedenen „Beizen“, zuletzt im „Paradiesli“), in Billeret und anderswo, das unruhige Wanderblut geerbt hat, der in der ganzen Welt daheim ist, zwischen Oslo und Buenos Aires, New York und Sankt Petersburg, London und Konstantinopel, das möchten wir bezweifeln. Vielleicht bringt er die strapazierte Schreibmaschine wieder in Ordnung und führt seine Lebenserinnerungen weiter, nunmehr mit seinem Partner Ed. Behrens auf der Schriftstellerlaufbahn schreitend, wie er mit Antonet auf der Zirkus- und Variétébühne aufgetreten ist. Der Erfolg dürfte ihm auch hier nicht fehlen, nach dem Eindruck seines vorliegenden ersten Buches zu urteilen.

Das ist ein außerordentlich interessantes und aufschlußreiches Buch, das man in einem Zuge liest und schmunzelnd aus der Hand legt: der Mann ist ein ganzer Kerl, den läßt man gelten, und die Million ist in rechte Hände gelangt.

Unterhaltsam und lehrreich! Wir müssen unser Urteil mit einigen Zitaten belegen. Grock, der Weltbürger, der drei Vaterländer sein nennt, alle Sprachen spricht, alle Nationen liebt, aber darum nicht versteht, daß ein Volk dem andern auffällig sein kann („Der Teufel soll euch holen, ihr Brunnenvergifter alle!“ S. 189), ist ein Berner und Bieler aus innerstem Wesen und Verstehen heraus, sonst könnte er nicht so mit Liebe schreiben über Bern:

„Wenn ich an nichts mehr glaube — die Weltlage stimmt ihn, den Uroptimisten, pessimistisch — so glaube ich dann immer noch an Bern, ans Bernerland. Im Bernerland, in Burgdorf, in Langenthal, Langnau, Thun, Frutigen, in der alten stämmigen Stadt Bern selbst werden sie auch mitten im Beben und Krachen des jüngsten Tages genau so rüdenbreit und gefäßfest den Daß klopfen, wie von alters her. Die Hiobsposten vom Weltuntergang wird man dann nur so nebenbei zur Kenntnis nehmen, und wenn ein Angsthafe unter den Unersehlichen darauf aufmerksam machen sollte, es wäre vielleicht doch an der Zeit, die Fundamente auf ihre Solidität zu prüfen, so wird ihm ein Chorus von abgründigen Bässen antworten: Mir wei de öppe luege —

*) Grock, Ich lebe gern. Verlag Knorr & Hirth, München. 236 Seiten mit 34 Autotypien und mit Korrekturen von R. Lindner. Bearbeitet von Ed. Behrens. Leinen: M. 5.40.